



60 Jahre Yad Vashem – 50 Jahre „Gerechte unter den Völkern“¹

60 Jahre Yad Vashem – 50 Jahre Verleihung der Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“ - 60 Jahre Yad Vashem. Waren Sie schon einmal da? Ich meine nicht als Mitglied einer Delegation oder einer moralischen Pilgerfahrt, sondern allein oder zu zweit, nicht weil Sie das „als Deutscher“, „als Österreicher“ oder als „als Christ“ oder „Christdemokrat“ oder „Sozialdemokrat“ oder was auch immer angeht, sondern weil Sie Sie sind, weil sie hier in dieser Welt leben. Es geht um etwas in dieser Welt, und wenn Sie diese Welt verstehen wollen, die Welt, in der sie leben, Ihre einzige Heimat, wenn Sie Ihre Mitbewohner verstehen wollen, die Menschheit, der einzige Verein, aus dem Sie nicht austreten können, dann sollten Sie da hingehen. Es gibt viele Orte, an denen man sich mit dem konfrontieren kann, was man „Shoah“ oder „Holocaust“ oder „Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden“ nennt, aber Yad Vashem ist der Ort, an dem am meisten deutlich wird, welche Facetten dieses Geschehen hatte. Das ungeheure Leid der Millionen, die Gesichter Einzelner – Sie können einige von ihnen – viele - ja ansehen, die Fotos auf den Pässen, die eingeordnet worden sind – oder liegengeblieben – die Fotoalben, die sich erhalten haben – sie können etwas lesen: da schreibt jemand noch etwas auf, wirft es aus dem Fenster des Viehwaggons, der ihn nach Auschwitz brachte – es ist erhalten geblieben, es liegt in Yad Vashem – die Erlasse, Anweisungen, Fahrpläne, Bestellbögen für Giftgas, Baupläne, Protokolle von unaussprechlichen Schindereien, die in der Historiographie unter „medizinische Versuche“ verbucht sind – das finden Sie in Yad Vashem, dies und, und, und. Vieles davon anderswo auch. Aber es geht nicht um Quantität. Sondern es geht darum, zu begreifen, was das gewesen ist. „Ein singuläres Ereignis“, das ist eine Vokabel politischer Korrektheit geworden. Vergessen Sie das. Informieren Sie sich, *was* das heißt.

Dies alles ist gesammelt an einem Ort, an dem es nicht geschehen ist. Diese Orte aber gibt es auch, wie Sie wissen. Und auch diese Orte gehören zu dem Wissen, das man braucht

1

als Bürger dieser Welt, um zu wissen, wo man wohnt. Es ist ja ganz leicht, eine kleine Autofahrt, dann ist man in Neuengamme, in Dachau, in Buchenwald, in Mauthausen, in Theresienstadt. Und Auschwitz, nur eine Tagesreise. Diejenigen von Ihnen, die einmal dort gewesen sind, werden mir zustimmen: dort merkt man plötzlich, dass man zuvor irgendwie, in irgendeinem Winkel seines Herzens, nicht geglaubt hat, dass das *tatsächlich Wirklichkeit* gewesen ist. Vielleicht sind es Ihre Füße, die den so, ja: verblüffend langen Weg vom Eingangstor von Birkenau zu den Gaskammern gehen, oder Ihre Augen, die die Größe des Lagers nicht ermessen können - dazu brauchen Sie die Luftaufnahmen – sie verstehen plötzlich, was die Deutschen da der Welt implantiert haben: *die Idee der Urbanisierung des Mordens* - oder sie sehen die Koffer, gepackt, sorgfältig gepackt, mit Zahnbürste und Schuhcreme, weil die, die sie packten, dachten, sie kämen an einen Ort, der dazu da sei, dass sie weiterlebten – den Teich, in den die Deutschen die Asche der mit Zyklon B ermordeten Juden streuten, nachdem sie sie mit DDT vermischt hatten, um die Mücken zu vernichten.

Und Sie brauchen die Orte, dieses „vor Ort“, um zu verstehen, wie nah das alles gewesen ist, wie nah bei Ihnen, wie nah an der Normalität, die immer nebenan gewesen ist. Sie verstehen die Welt nicht, wenn Sie nicht sehen, dass das alles im Handumdrehen geschehen ist. Wenige Wochen nach dem Januar 1933, dann war Dachau da, dann wurden jüdische Geschäfte beschmiert, wenige Jahre nur, dann ließ sich Europa kartographieren als Netzwerk der Bahnlinien, die nach Auschwitz führten. So schnell ist das geschehen und mit so viel Elan und Engagement ist es gemacht worden.

Gewiß gibt es eine moralische Nötigung, einmal Yad Vashem besucht zu haben, aber es gibt auch eine intellektuelle. Sie verstehen zu wenig, viel zu wenig, wenn Sie sich nicht der kognitiven Überforderung stellen, die die Shoah darstellt. Das Wort „unvorstellbar“ sagt da nichts und ist gleichzeitig falsch. Es ist ja geschehen. Also ist es vorstellbar. Es war nicht exterritorial, es war nebenan. Wer in der Welt lebt, bemühe sich, sie zu verstehen. Wer nicht weiß, wo er ist, versteht sich selbst nicht.

Und nun: 50 Jahre „Gerechte unter den Völkern“. Wir verstehen die Welt nicht, wenn wir nicht zur Kenntnis nehmen, dass es sie gab. Es sind nicht wenige Namen. Es sind zu wenige Namen. Zu jedem Namen gehören die Namen derer, die ohne sie die Shoah nicht überlebt hätten. Die Namen und Menschen, die nicht ernordet wurden, weil diese Wenigen es haben darauf ankommen lassen, dass sie selbst ermordet würden. Man möchte so gerne sagen, dass diese Wenigen die Ehre der Menschheit gerettet haben. Aber man kann so nicht reden. Die Menschheit hat keine Ehre – sie hat sie auch nicht verloren. Es ist nur das falsche Wort.

Es geht ja auch nicht darum, zu suchen, welche großformatigen Wörter am Platze wären.

Im Zweifelsfalle keine. Es geht um viele einzelne Geschichten. Und es geht – 50 Jahre „Gerechte unter den Völkern“ – um eine besondere Geschichte, der wir hier diesen Tag widmen. Sie ist Teil einer größeren Geschichte, einer jüdischen Geschichte, die Juden anderen Juden erzählen und sie erzählen sie nicht nur in Israel, aber dort in besonderer Weise. Es ist die Geschichte einer Verfolgung ohne historisch klar benennbaren Anfang und bis heute ohne Ende. Es ist eine Geschichte, die, anders als manche anderen Geschichten, eine Lektion hat, sagt die Geschichte. Es ist die Lektion, sich nie auf andere zu verlassen, die nicht Teil dieser Geschichte sind. Darum brauchen die, die diese Geschichte erzählen und die, an die sich diese Geschichte richtet, sagt die Geschichte, einen Staat, in den man fliehen kann und den man, was auch immer geschieht, verteidigen kann. Aber, über diese Lektion, an der sich nicht rütteln lässt, so sagt die Geschichte, hinaus, wollen wir nicht vergessen, dass es winzige Ausnahmen gegeben hat. Ausnahmen, die die Regel nicht widerlegt haben, sondern eben bestätigen. So wenige, dass der Satz, wir können uns auf niemanden verlassen als auf uns selbst, dadurch nicht falsch wird, auch nicht relativiert, aber das macht diese Ausnahmen – und vielleicht gerade darum – so erzählenswert. Es gab sie, diese „Gerechten bei den anderen“ („bei den anderen“ das heißt ja: „unter den Völkern“). Es gab sie. Mehr nicht. Wir anderen – dh die Mehrheit von Ihnen, meine Damen und Herren und ich – erzählen diese Geschichte nicht und uns wird sie nicht erzählt, wir hören ihr zu. Und wir möchten, dass heute, am 31. März hier in Wien, in der Akademie der Wissenschaften über sie gesprochen wird. Und wir suchen dabei nach etwas, das ein Wir konstituiert, das darüber hinausgeht. Der Begriff „Zivilcourage“ ist der Versuch, ein solches Wir zu finden. „Zivilcourage“ – da geht es nicht um Geschichten, deren Teil man ist oder denen man nur zuhört, auch nicht um die Menschheitsgeschichte in ihrer Komplexität, sondern um die Geschichten einzelner Menschen – Geschichten unterschiedlicher Art – in unterschiedlichen Kontexten. Was für Geschichten? und taugen sie wirklich dazu, hier so ein wenigstens anlaßbezogenes Wir zu konstituieren? Taugen sie überhaupt zu irgendeinem „Wir“?

Courage, Mut, das ist etwas, was einer zeigen kann oder nicht, für den Soldaten ist Mut eine Standespflicht, im Falle, dass er mehr zeigt, als erwartet, wird er dekoriert. Der zivile Bürger muß nicht mutig sein. Er kann. Der Begriff „Zivilcourage“ ist auf eine bestimmte Form von Mut gemünzt, den Mut, den Status des Bürgers zu verteidigen oder zu erkämpfen. Zivilcourage zeigt die Afroamerikanerin, die sich im Bus auf den Platz setzt, der für die Anderen reserviert ist, und die Schläge gewärtigen muß, oder der, der sich in einer Universität immatrikuliert und den KuKluxClan auf den Plan ruft. Der Deutsche auch, der Österreicher, der den Hut zieht, wenn er einem anderen Deutschen oder Österreicher begegnet, der den

gelben Stern trägt, und signalisiert, dass er den Mit-Bürger grüßt, und sich dabei beobachten lässt, wie er das Zeichen, das dem anderen diesen Status des Bürgers aberkennt, missachtet. Die alle haben Mut. Sie könnten es nämlich auch lassen. Sie könnten etwas anderes machen. Könnten bequemer leben ohne das.

Wir *reden* auch von „Zivilcourage“, wenn einer einen Menschen aus einem brennenden Haus rettet, wenn eine Betreuerin in einen Brunnenschacht springt, um ein Kind zu retten, wenn einer im U-Bahnhof einen Mitmenschen verteidigt, den andere zusammenschlagen wollen – und der dann vielleicht selber zusammengeslagen wird. Das ist *nicht* „Zivilcourage“, das ist etwas anderes. Sie können sagen, ich betriebe hier Wortklauberei. Ich gebe zu, ich bin manchmal etwas wortklauberisch, nicht nur hier. Aber ich glaube, es ist eine nützliche Angewohnheit. Was wir von der Zivilcourage im erläuterten, eigentlichen Sinne haben, ist, dass sie uns als Bürger stärkt. Ein Akt der Zivilcourage verweist uns auf unsere Rechte und Pflichten und auf unsere Würde als Bürger – und darauf, wie fragil dieser Zustand sein kann. Was historisch alles geschehen musste, dass es so etwas gab: „den Bürger“ – und: wie wenig nötig ist, um diesen Status abzuschaffen – und: dass es doch *nicht ganz* im Handumdrehen geht, wenn es Einzelne – oder Einzelne, die sich zusammentun – gibt, die sich als Bürger nicht einfach abschaffen lassen.

Sie könnten es auch lassen. Es könnte sein, dass ihnen das nicht viel wert ist: ein Bürger sein. Manchmal ist das eben unbequem. Und manchmal gefährlich. Manchmal setzt man sein Leben aufs Spiel, um Bürger bleiben zu können. Und Bürger ist man immer mit anderen. Was immer man riskiert, man tut es für sich und seine Mit-Bürger.

Wer in den Brunnen springt, rettet ein Leben, riskiert ein Leben. Da geht es nur um die Zwei. Das Menschsein kann man nicht aufgeben. Man kann nur sterben. Den Status „Mensch“ kann man nicht erhalten – es ist nämlich gar kein Status, Mensch ist man bloß, weil man als solcher geboren worden ist und weil man als solcher stirbt. Geboren werden und sterben – das tut man als Mensch. Alles andere kommt hinzu, kann übernommen werden, aufgegeben, vernachlässigt, erworben werden was auch immer.

Die Geschichten derjenigen, die den Titel „Gerechte unter den Völkern“ erhalten haben, sind keine Geschichten von Zivilcourage in dem erläuterten Sinn. Das zeigt der Begriff „unter den Völkern“ (sprich: „bei den Anderen“) an. Hier geht es nur um *diese eine* Zugehörigkeit, die einem nicht zugewachsen ist, die man nicht erlangt hat, die man nicht aufgeben kann, die triviale Zugehörigkeit zur Gattung Mensch. Als Mensch kann man alles sein. Bürger oder nicht Bürger, Angehöriger dieser oder jener Religion oder Nationalität. Man kann dumm sein oder klug, anständig oder unanständig, liebenswert oder abscheulich, ein Feigling, ein Held,

langweilig oder abenteuerlich. Darauf kommt es im Einzelfall wohl an, aber ein Mensch ist man so oder so, da kommt es nicht darauf an, wie man ist. (Und man gewöhne sich bitte ab, zu sagen, die Nazis hätten dieser oder jener Menschengruppe abgesprochen, Menschen zu sein. Das haben sie nicht. Die Rhetorik vom „Untermenschen“ oder „Ungeziefer“ (diese Rhetorik kannten übrigens auch andere Regime und nicht nur nationalsozialistische Politiker), heißt doch nur: ich habe die Macht (oder hätte sie gern), diese Menschen so zu behandeln, *als wären sie Ungeziefer*. Als hätte je ein Mörder vergessen, dass er Menschen ermordete!)

Das Wort „Zivil“ passt also nicht. Wie ist es mit Mut? Ich habe eben gesagt: sie hätten es auch lassen können. Das macht den Mut aus. Daß man es auch lassen kann. Den Mut des Fallschirmspringers etwa. Des Bergsteigers. Der kann es auch lassen (sollte es vielleicht, denken wir). Oder eben den Mut des Bürgers mit Zivilcourage (wir danken ihm, dass er getan hat, was er getan hat, obwohl er es auch hätte lassen können). Die Frau aber, die in den Brunnen gesprungen ist, um das Kind zu retten, das hineingestürzt war (und die ihr eigenes Leben riskiert hat), hat, glaube ich, so etwas gesagt, wie: Was hätte ich denn sonst tun sollen? Sie hat es – soll man so sagen? – nicht lassen können. Ich glaube, darum geht es. Im vorigen Jahr ist Bertolt Beitz gestorben, einer der „Gerechten unter den Völkern“. Gefragt, warum er getan habe, was er getan hat, sagt er: „Ich musste es einfach tun.“ Wie seltsam, dass wir den höchsten Ausdruck der Freiheit in den Satz kleiden „Ich konnte nicht anders.“

Beitz hat das noch mit einem anderen Satz klar gemacht: „In solchen Augenblicken gab es zwei Beitz. Da stand einer neben mir, der hat nicht nachgedacht, sondern einfach gehandelt.“ Ein sonderbarer Satz auf den ersten Blick. Will das Klischee und das Gerede von „Authentizität“ nicht, dass da einer „ganz bei sich“ sein soll und das auch wirklich ist, wenn er so handelt, „ganz er selbst“? Nein, nein, der Zustand des „Ich kann nicht anders“ ist ja keiner der Eindimensionalität oder Verdummung im höheren Auftrag. Man bleibt ja der, der weiß, was er weiß, der vorausschauen muß, der weiß, was er riskiert (und nicht nur für sich: die „Gerechten unter den Völkern“ hatten, jedenfalls einige von ihnen, Familien – so glatt und selbstverständlich auch in moralischem Sinne sind ihre Entscheidungen nicht gewesen). Der braucht Mut für viele, ganz unterschiedliche Entscheidungen, für Entscheidungen, die so oder anders ausfallen können. Aber „da stand einer neben mir“: ja, und der hat, salopp gesprochen, das Ruder in die Hand genommen. Dessen ganze Existenz war, so-und-nicht-anders-zuhandeln. Der war nicht „mutig“, der war nur da. Es war alles ganz selbstverständlich. Mensch sein heißt beides. Immer auch anders handeln können. Zum Guten wie zum Bösen. Der Mensch hat sich die Figur geschaffen, in der sich er die größte Freiheit des sooder-auch-anders-Handelns seiner gesamten Geschichte gegeben hat: die des Bürgers. Staatsbürger, als Politiker, als

Unternehmer, als Teil der Öffentlichkeit und als zurückgezogener Privatier – das alles kann er sein und tun, und kann es auch lassen. Darum ist der Status des Bürgers ein so kostbares Gut: er garantiert uns - mehr als jede andere Status in der Geschichte - zu verwirklichen von dem, was wir tun und sein wollen.

So also der Bürger Beitz mit der Fülle seiner, wie man heute sagt, Handlungsoptionen. Er hatte die Möglichkeit, weiter Bürger zu bleiben, als um ihn herum das Bürgertum zerstört wurde und freiwillig vor die Hunde ging. Um Menschen zu retten, war der Bürger Beitz nötig, der dies tun konnte und das, Juden im Büro anstellen und im Betrieb, war ein anderer Bürger nötig, der seinen Stand als Major der Wehrmacht nutzte, um Jüdinnen, die hätten sterben sollen zu „ukrainischen Hausmädchen“ zu erklären, eine Bürgerin, die ihre kleine Wohnung mit wildfremden – sympathischen? – Menschen teilt, und Tag um Tag ihr Leben für deren Überleben riskierte. – Und die anderen. Die *vielen* anderen – die *zu wenigen* anderen -, bei denen der „andere Beitz“ oder wie er auch immer gerade hieß, die Regie übernahmen, diese Anderen, die dafür sorgten, dass die Menschen Beitz oder wie sie auch immer gerade hießen, *es nicht lassen* konnten, die ihre bürgerlichen Möglichkeiten nutzten, um ihr Menschsein sound-nur-so zu leben.

Wir fragen nach ihren Motiven. Was sind denn „Motive“? Menschen handeln aus dem heraus, was sie gerade sind im Augenblick ihres Handelns. Ein ganzes Leben steht dahinter, das heißt: jeweils ein ganz anderes Leben. „Motive“? : der eine ist so, der andere so. Da gibt es welche, die Juden erschießen und später sagen, Antisemiten seien sie nie gewesen, und so, wie sie es verstehen, haben sie wahrscheinlich sogar recht; und da ist ein anderer, ein katholischer Priester und Verfasser antisemitischer Traktate, der sein Leben riskiert, um Juden zu retten. Die Welt ist ein unübersichtlicher Ort.

Die Welt ist ein unübersichtlicher Ort, aber einer, der plötzlich erstaunlich übersichtlich werden kann: wenn ein Mensch weiß, daß dies und nur dies *das ist*, was er *jetzt* tun muß.

Was sehen wir in solchen „Gerechten unter den Völkern“, aber auch in denen, die ähnlich unter anderen historischen Umständen gehandelt haben, wenn wir einen Augenblick, heute etwa und hier, über sie nachdenken? Vorbilder? Ach du liebes bisschen, als ob man sich so was „vornehmen“ könnte! Helden? Doch wohl nicht. Helden stehen für etwas. Und einer, der als Mensch und nur als Mensch handelt, steht für nichts. Aber kann man das nicht sagen? Daß sie „für“ das Menschsein gestanden haben – irgendwie? Nein, Mensch zu sein, das hat „für sich“ keinen Sinn und keinen Inhalt. Mensch ist man bloß so. Aber (und das wollen wir ja wohl sagen) diese Menschen haben ihrem ganz eigenen, ganz individuellen Menschsein in diesen Momenten, die Monate, Jahre dauern konnten, Zeit voller Wachsamkeit, Angst

Konzentration, Umsicht, Sich-Überwinden (denn *mochte* man die denn, mit denen man ein Zimmer teilte? Eher unwahrscheinlich) *dieses* Gesicht gegeben.

Wenn wir Yad Vashem besuchen, lernen wir, was der Mensch sein kann. Als Mörder, als Opfer, als Gleichgültiger. Die Geschichte ist die Kasuistik dessen, was der Mensch ist, und er ist, was er sein kann. Geschichte geht weiter. Man hat nie ausgelernt, wir wissen über uns selbst längst nicht alles. Vor Auschwitz haben wir nicht gewusst, dass der Mensch auch *das* sein kann. Die Gerechten unter den Völkern zeigen uns, dass der Mensch *auch das* sein kann. Wir sind Menschen. Wir können *das* sein *und das*. Wir haben die Wahl. Aber die, die eine Wahl getroffen haben wie die „Gerechten unter den Völkern“, sagen uns, dass sie keine gehabt hätten. Sie konnten nicht anders. Sie haben getan, was sie für selbstverständlich hielten. Sie sind Ausnahmen unter allen Völkern, unter den Menschen. Aber sie sind das Selbstverständliche.